

Indien ist Youngistan

Bildung, Arbeitsmarkt und Perspektiven für junge Inder/-innen

Sonja Ernst

In 2020 wird Indien die jüngste Nation der Welt sein. Jährlich drängt rund eine Million junger Menschen auf den Arbeitsmarkt. Sie alle wollen eine Perspektive und ihre Startchancen sind sehr unterschiedlich. Zwei junge Inder und eine junge Inderin erzählen von sich und ihren Wünschen.

Elitär wirkt Harikishan ganz und gar nicht. Der 22-Jährige ist ein ruhiger, entspannter Kerl mit Brille, Drei-Tage-Bart und weitem T-Shirt. Die schwarzen Haare sind wuschelig. Harikishan*, der im echten Leben anders heißt, steht mitten auf dem Campus der Ashoka Universität. Hinter sich moderne Backstein-Gebäude, vor sich ein Rasen so schön sattgrün, auch weil drumherum nichts ist außer Ackerland.

Bis ins Zentrum Delhis braucht man mit dem Auto eine gute Stunde – ohne Stau. Hier, vor den Toren der Megastadt wird auf Feldern ein Bildungszentrum hochgezogen: die *Rajiv Gandhi Education City*. Die private Ashoka Universität ist bereits fertig. Die will Indiens neue junge Macher und Macherinnen ausbilden. Der entspannte Harikishan ist einer von ihnen, und auch einer von über rund 430 Millionen Indern im Alter zwischen 15 und 34 Jahren.

Indien ist bald jüngste Nation der Welt

2020 wird Indien die jüngste Nation der Welt sein. Das Durchschnittsalter wird bei 29 Jahren liegen; wir Deutschen sind dann im Schnitt schon 48 Jahre alt. Diese Jugendwelle wird vermutlich ab 2026 abflachen: Die Zahl der Jungen wird zurückgehen, denn die Geburtenrate insgesamt sinkt seit einigen Jahren. Zurzeit jedoch

drängen jeden Monat fast eine Million junge Inder zusätzlich auf den Arbeitsmarkt. In 2020 werden rund 28 Prozent der Arbeitskräfte weltweit in Indien leben. Das bedeutet Humankapital ohne Ende. Das Potenzial junger Menschen ist tatsächlich eine gewaltige Chance, die Wirtschaft boomen zu lassen. Doch bleiben all die Jungen ohne Perspektive, droht die soziale Katastrophe.

Harikishan gehört zu den Privilegierten seiner Generation. An der Ashoka Universität ist er einer von 200 Stipendiaten des „*Young Indian Fellowship*“. Mit dem Programm können sich junge Akademikerinnen und Akademiker ein Jahr lang im Bereich der Geisteswissenschaften interdisziplinär inspirieren lassen. „Normalerweise treibt die Leute ein lukrativer Job an“, sagt Harikishan. „Hier geht es aber auch darum, die Gesellschaft zu verändern.“ Er will das mit dem Schreiben tun und Journalist werden. Andere basteln an Gratis-Apps für soziale Zwecke oder wollen mit Initiativen zum Gemeinwohl beitragen. Die Stipendiat(inn)en sind eine sehr gemischte Gruppe: Viele kommen aus der Oberschicht, aber eben nicht alle. Vor allem wollen die Studierenden ihren beruflichen Weg mit einem für sie sinnvollen Job füllen. Hier studieren nicht die vielen jungen Inder/-innen, die vor allem in der IT- oder Finanzbranche schnell Karriere machen wollen.

Gibt es überhaupt die indische Jugend?

Harikishan zeigt auf die voll verglaste Bibliothek im Erdgeschoss eines der Gebäude. 24 Stunden geöffnet – täglich. Im Nachbarhaus ist im ersten Stock die Mensa. Von dort kann man es wieder sehen, das satte Grün des Rasens. Er bezahlt mit Chip-Karte für sein Essen, stellt sich einen Salatteller zusammen und setzt sich an einen der langen Tische.

Was hält er von Indiens Jugendwelle: Potenzial oder Katastrophe? Nun ja, da wäre zunächst die Frage, was Indiens Jugend überhaupt ist, so Harikishan. Es geht um Millionen junger Leute in einem sehr diversen Land. Regional gibt es nicht nur große kulturelle Unterschiede, sondern auch soziale und ökonomische. Entscheidend ist es auch, ob man auf dem Land lebt, in einer Klein- oder Megastadt. „Aber wir haben immer mehr Verstädterung. Auch mehr Internet und Fernsehen“, sagt Harikishan. „Deshalb teilen in Städten immer mehr junge Leute gemeinsame kulturelle Elemente.“ Und er findet, dass die Jugend politischer wird. „Die Politik war lange etwas für die Alten. Aber jetzt gibt es diese Idee: Wir wollen uns einmischen. Wir wollen unsere Meinung sagen.“

Beispiele dafür gibt es. Als 2012 die 23-jährige Studentin Jyoti Singh in

einem fahrenden Kleinbus mitten in Delhi brutal vergewaltigt wurde, da gingen nicht nur in der Hauptstadt Massen junger Leute auf die Straße – Frauen wie Männer. Im Jahr zuvor hatten sich viele junge Leute in der Anti-Korruptions-Kampagne unter Anna Hazare engagiert. Manche sahen schon eine kleine Mini-Revolution heraufziehen. Ganz so revolutionär wurde es nicht. Dennoch zeigen Studien, dass Indiens Junge politischer werden.

Sie sind auch die erste Generation, die nach der Öffnung des indischen Marktes ab 1991 groß geworden ist. Ihre Erfahrungen sind andere als die ihrer Eltern. Mehr soziale Freiheiten, mehr berufliche Chancen, auch mehr Wettbewerb. Indiens Wirtschaft wächst; es gibt eine wachsende Mit-

telschicht. An diesem Aufschwung wollen die Jungen teilhaben. Das ist gut. Wissenschaftler sprechen hierbei von der demographischen Dividende. Nämlich die Chance, eine bestimmte Altersstruktur ökonomisch zu nutzen. Für Indien heißt das grob skizziert: Es gibt Scharen junger arbeitsfähiger Menschen, was wiederum die Löhne gering hält. Zugleich ist der Bevölkerungsboom vorbei – zu dem auch die sinkende Kindersterblichkeit beigetragen hat. Es gibt deshalb weniger Kinder und weniger Alte. Das bedeutet nicht nur, dass mehr Frauen arbeiten können, sondern auch, dass mehr vom Lohn übrig bleibt für einen Fernseher, eine Waschmaschine, vielleicht sogar ein Auto. Doch die demografische Dividende ist keine Zwangsläufigkeit. Dafür braucht es Arbeitsplätze.

Harikishan wird seinen Weg wohl machen. Er gehört zur oberen Mittelschicht. Der Vater ist Ingenieur, die Mutter Lehrerin, seine jüngere Schwester studiert. Seine Eltern sind sehr liberal. Die Familie ist allen wichtig, auch wenn zurzeit wegen Arbeit und Studium die Familie quer durch Indien verteilt ist. Und das trifft auf viele Inder zu. Denn die Kinder gehen in die Städte, um das College zu besuchen, oder sie finden in einer anderen Stadt einen Job. Indien wird immer mobiler. Das gilt für alt und jung. Das gilt für die gut Ausgebildeten wie auch für ungelernete Arbeitskräfte, die in den Städten Arbeit suchen.

Bildungschancen sind in Indien ungleich verteilt

Zurück nach Delhi. Erst mit einem Kleinbus den Highway entlang, dann mit der U-Bahn einmal quer durch die Stadt – vom Norden der Megastadt zum Süden und über die Stadtgrenze hinweg in die Satellitenstadt Gurgaon. Hier haben die großen nationalen und internationalen Unternehmen ihre Sitze aufgeschlagen. Google, Microsoft, Tata und so weiter. In Gurgaon werden an einem Center junge Leute weitergebildet, die sich zwischen Schule und Job befinden.

Rund 30 Leute sind im Hof des Centers zusammen gekommen. Ein Team von dem Paketunternehmen UPS ist zu Besuch. Sie machen Werbung: Sie stellen die Firma vor, ihre Arbeit sowie Jobmöglichkeiten. Nach reichlich viel Informationen spielen die Männer erst einmal Cricket. Die Frauen reden lieber miteinander. Danach gibt es für alle ein Quiz: Wie heißt der Gründer von Facebook? Wie heißt der Außenminister Indiens? Und der Minister zur Entwicklung des Humankapitals? Solche Wissensfragen folgen aufeinander. Alle sind sehr konzentriert, und wer eine richtige Antwort liefert, bekommt Applaus von den anderen.



Graffiti

Bild: privat



Namrata steht mittendrin. Sie ist 18, hat lange schwarze Haare und ist sehr schlank. Sie nimmt Platz auf einem Plastikstuhl. Sie wirkt angestrengt, und es ist ihr unangenehm, dass ihr Englisch nicht besser ist. Lange reden möchte sie nicht.

Als Neunjährige kam sie mit ihrer Familie aus Bihar, einem der ärmsten Bundesstaaten Indiens, nach Delhi. Sie hat einen Bruder und drei Schwestern. Ihre Eltern arbeiten beide: Ihr Vater als Näher, ihre Mutter als Haushaltshilfe. Namrata hat eine staatliche Schule besucht und ihren Abschluss gemacht – vergleichbar mit unserem Abitur. Sie würde gerne an einem College ihren Bachelor abschließen und Lehrerin werden. Dass sie Lehrerin werden will, das ist Namrata sehr klar. Doch jetzt will sie erst einmal lernen, so richtig mit einem Computer zu arbeiten. Deshalb besucht sie das Center.

„Ich will Arbeit“, sagt Namrata. Doch der Wettbewerb sei hart. „Es ist sehr schwierig, Arbeit zu finden.“ Über Politik für junge Leute will sie nicht reden. Auch nicht, ob sie sich mehr junge Leute in der Regierung wünscht. Aber sie weiß, für wen sie bei den Wahlen 2019 stimmen wird: für die BJP. Die Partei kam 2014 auch an die Macht, weil sie einen Wirt-

schaftsboom und viele neue Jobs versprach. Namrata rutscht unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. Sie will nicht länger Fragen beantworten.

Dafür will Vineet sprechen. Er ist 17 Jahre alt, trägt Jeans und T-Shirt. Vineet lacht viel und gibt sich selbstbewusst. Er will in Hindi sprechen und eine der Lehrerinnen am Center übersetzt. Auch Vineet kam mit seiner Familie aus Bihar nach Delhi. Das war 2006, da war er fünf Jahre alt. Sein Vater sah in Bihar keine berufliche Perspektive mehr für sich und ging mit seiner Familie nach Gurgaon.

Mit Talent klappt es

Vineet hat eine Art Realschulabschluss. Er begeistert sich für Computer und verschiedenste Programme. Er hat Vertrauen in seine berufliche Zukunft. Auch seine Eltern haben Hoffnungen in ihn gesetzt: Sie unterstützen ihn und wollen, dass er eine gute Ausbildung bekommt. Besser als ihre eigene. Der Vater arbeitet heute als Vorarbeiter in einer Fabrik, die Mutter ist Hausfrau. Vineet hat noch einen Bruder und eine Schwester. Sie gehören zur Mittelschicht, sagt Vineet.

Er will über Politik reden. Die verfolgt er meist im Fernsehen. Er redet viel mit seinen Bruder über Politik,

Mobilität ist alles, der Bahnhof und die Eisenbahn immer noch ein bevorzugtes Verkehrsmittel.

Bild: privat

über Probleme und Lösungen. Vineet wünscht sich mehr junge Leute in der Politik und der Regierung. Das könnte auch die Korruption im Land bekämpfen. Davon ist er überzeugt.

Außerdem wünscht er sich die gleichen Bildungschancen für alle in Indien. Denn das Bildungssystem sei nicht fair. „Manche bekommen eine high-class Ausbildung, aber die gibt es nicht für alle“, sagt Vineet. Aber frustriert ist Vineet ganz und gar nicht. „Wenn man Talent hat, dann findet man auch einen Job“, sagt er. Und etwas Glück gehöre vielleicht auch dazu.

Zur Autorin

Sonja Ernst ist freie Journalistin für Online und Hörfunk über Politik und Gesellschaft. Sie arbeitet immer wieder zu Indien. 2015 war sie Indisch-Deutsche Medienbotschafterin der Robert Bosch Stiftung. Sie ist im Vorstand des Südasienbüros.

Texthinweis

Alle Namen der Personen wurden auf ihren Wunsch für den Artikel geändert.